

Eine Liebesgeschichte à la Hollywood

SOMMERTHEATER Eine moderne Märchenstunde für Erwachsene: Als Schweizer Erstaufführung bringt das Sommertheater Winterthur mit «Pretty Girl» eine sommerlich-leichte Liebeskomödie auf die Bühne.

Trotz Hitze und Sommerferien ist die Premiere fast ausverkauft – was Sommertheater-Direktor Hans-Heinrich Rüegg wenig verwundert: «Während der Ferien haben wir am meisten Zuschauer, denn es gibt weniger Konkurrenzveranstaltungen.» Das Phänomen wiederhole sich alljährlich. «Einige Habitués haben sogar schon nach einem Sommerferien-Abo gefragt.» Bewusst setzt Rüegg deshalb zu dieser Zeit Komödien und Lustspiele aufs Programm. Oder «moderne Märchen» wie «Pretty Girl».

In dessen Zentrum steht – wenn das nicht märchenhaft ist! – der erfolgreiche, wohlhabende, gut aussehende und alleinstehende Unternehmer Richard Higgins (Christoph Sollberger), dem es ganz unverhofft die hübsche Julia (Irene Halenka) auf den Balkon «schneit»: Weil sie nach ihrem Studium keine Arbeit gefunden hat, jobbt sie der Not gehorchend als «Escort-Girl». Als sich jedoch bereits ihr erster Kunde (der im Appartement oberhalb Richard wohnt) als Wüstling entpuppt, bleibt ihr nur ein rettender Sprung auf Higgins' Balkon.

Diverse Missverständnisse

Da dieser den Besuch seiner neuen Personal-Fitness-Trainerin erwartet, sind die Missverständnisse programmiert: Er meint das andere, sie aber versteht immer nur das eine – und ist über seine scheinbar unverblümt klaren Vorstellungen entrüstet. Denn

Julia ist eigentlich ein einfaches, recht unverdorbenes Mädchen, das trotz ihrer saloppen Sprache über einige Moral verfügt, aber auch sehr schnell begreift, an welcher privilegierten «Kunden» sie da gelangt ist. Higgins andererseits ist bezaubert von ihrer natürlichen Art.

Als die Verwechslung rasch aufgeklärt wird und er erfährt, welcher Tätigkeit sie nachgeht, fragt man sich schon bang, wo denn nun die Spannung herkommen soll. Doch die Handlung bleibt packend. Zumal sich nicht nur zwischen dem Millionär und dem Mädchen, sondern auch zwischen Higgins' mütterlichen Haushälterin Monika Richter (Vera Schweiger) und Oberbürgermeister Kleinprinz (Urs Bosshardt) zarte Liebesbande entwickeln.

Die Haushälterin als Star

Denn dass es höchst amüsant bleibt, ist nicht zuletzt das Verdienst der Hausangestellten, die weder auf den Kopf noch auf den Mund gefallen ist und sich nicht so leicht hinter Licht führen lässt. Weder von Higgins' Plänen für ein geheimes Rendez-vous mit Julia noch von seinem schmierigen Geschäftspartner Frank Dahlberg (Frank Ferner), der Julia in Richards Abwesenheit als «Horizontale» diffamiert und begrapscht.

Das Ganze eskaliert, als der Oberbürgermeister – eine Schlüsselfigur für ein grosses Bauprojekt – zum asiatischen Nachtessen eingeladen wird. Dazu ver-



Romantisches Sommermärchen mit hohem Unterhaltungswert: Das Sommertheater bringt «Pretty Girl» als Schweizer Erstaufführung auf die Bühne. *pd*

wandelt sich nicht nur die Haushälterin in eine Koreanerin, auch Julia wird als «Frau Müller» flugs zur offiziellen Partnerin von Higgins. Eine Rolle, in die sie mühe-los hineinschlüpft. Als Dahlberg den Oberbürgermeister ganz offen erpressen will, kommt es zunächst zum Eklat – doch wenig später auch zum wohlverdienten Happy End. *Alex Hoster*

PRETTY GIRL ODER PRETTY WOMAN?

Schon beim Titel «Pretty Girl» fühlt man sich stark an den beinahe gleichnamigen Film mit Julia Roberts und Richard Gere erinnert – und schnell bemerkt man, dass auch die Handlung praktisch deckungsgleich ist. Ist das Sommertheater-Stück, offi-

ziell als «Komödie von Florian Battermann» bezeichnet, also ein Plagiat? Ist es vielleicht gar als Hommage gedacht oder einfach nur als Bühnenfassung eines Blockbusters? Sommertheater-Direktor Hans-Heinrich Rüegg weiss es nicht. Und

rechtlich scheint es keine Probleme zu geben. Was wenig verwundert: Denn auch das Original aus Hollywood lehnt sich an Klassiker wie «My Fair Lady» oder «Ein Hauch von Nerz» sowie an Märchen wie «Aschenbrödel» an. *amh*

Zwischen Atelier, Wohnzimmer und Werkstatt

KUNSTHALLE Gianin Conrads erste Ausstellung in der Kunsthalle präsentiert sich einem Sammelsurium gleich. Aber locker stemmt der Künstler mehr oder minder wichtige Fragen.

Gianin Conrad liebt das variantenreiche Spiel mit der Wahrnehmung und nutzt dabei Täuschungs- und Manipulationstechniken. Die Kunst stellt dazu ein ideales Experimentierfeld zur Verfügung. Was der 1979 in Chur geborene, heute in Winterthur lebende Absolvent der Kunsthochschulen Zürich, Luzern und Basel darauf Spannendes geschaffen hat, ist derzeit in der Kunsthalle zu sehen. Bevor Conrad den akademischen Pfad einschlug, machte er ursprünglich eine Lehre als Steinbildhauer. All das, das Akademisch-Intellektuelle wie auch das Handwerklich-Sinnliche, ist auf den Wänden und dem Parkettboden allgegenwärtig.

Darum dürfte die Ausstellung viele ansprechen, auch jene Kunstfreunde, die einfach Gefallen finden an den wunderschön aus Ästen gebastelten Wandobjekten und denen es schnuppe ist, dass es dem Künstler auch um das Verwischen der Grenzen zwischen dem Kunstobjekt und seiner Präsentationsformen in der Vitrine oder auf dem Sockel geht. Nicht minder attraktiv ist der aus feinen Baumstämmchen gefügte «Weidezaun», der sowohl den Boden wie die Wand besetzt.

Am allerschönsten aber sind im Oberlichtsaal die beiden liegenden Objekte, die an Fallen erinnern. Handwerklich so sorgfältig



Einige Objekte von Gianin Conrad in der Kunsthalle erinnern an Fallen. *mad*

mit Schnüren verknotet, sind die Äste zu offenen Gehäusen gefügt worden, in deren Formen man durchaus – nach einem Tipp von Kunsthalleleiter Oliver Kielmayer – abstrahierte menschliche

Körper erkennen kann: in einem Fall eine Figur im Liegestütz, im andern eine Liegende, deren Astkorsett köstlich fleischrosa bemalt ist wie bei einer Odaliske von Matisse. Der menschliche Körper

erscheint nochmals, diesmal als aus einem weissen Sockel gefräste Negativfigur. Zwei Spotlämpchen verwandeln den geometrisch geformten Hohlraum in eine Art Schaukasten. Solch hybride Situationen wie in «Vitrine 3» scheinen Künstler wie Kuratoren gleichermaßen zu faszinieren.

Künstler und Handwerker

Im zweiten Saal wird erneut ein packender Spannungsbogen aufgebaut, so etwa zwischen einem monströsen Körper, dem «Urklumpen», der mit geknetetem Lehm überzogen ist, und einer mit diversen Werkzeugen ausgestatteten Werkstatt (eine solche fehlt in der Kunsthalle). Im Hintergrund wird so ein Dialog zwischen dem (schöpferischen) Künstler und dem zweckorientierten Handwerker inszeniert. Und wiederum jongliert Conrad mit dem Mehrdeutigen, diesmal des Raumes. Das taktile reizvolle Monstervolumen wurde nämlich auf einem Perserteppich platziert, was die Identität des Ortes verunklärt. Stehen wir in einem Wohnzimmer (gebrannte Skulpturen deuten in diese Richtung), oder befinden wir uns in einem Künstleratelier (worauf die Wässersprayer hinweisen)?

Grundsätzlicher gefragt: Warum schaffen Künstler solch mehrdeutige Situationen? Weil sie damit eine offenere Gegenwelt zum Alltag, wo das meiste aus Funktionsgründen eindeutig sein muss, zurückerobern? Derartige Fragen begleiten einen durch die Ausstellung, die ein Schauvergnügen bietet und kritisch-intellektuell herausfordert. *Adrian Mebold*

Beinahe das Licht ausgeknipst

WEIERTAL So schön die Lichtkunst, so schwierig ihre Situation. Das befanden drei Künstler in einer Diskussion im Rahmen der Skulpturen-Biennale im Weiertal.

Getragen vom Fluidum des Ortes und vom milden Lilaschein aus der Datscha im Hintergrund hob Guido Magnaguagno zu einem lockeren Überblick zu Kunst und Licht ab. Von Krise keine Spur aus der Sicht des Co-Kurators der 4. Skulpturen-Biennale im Kulturort Weiertal. Eine solche war in der Einladung zur Gesprächsrunde diagnostiziert worden. Ausgerechnet Christopher T. Hunziker, der 2009 mit seinen Red Lines eines der schönsten Werke im Park geschaffen hatte, mochte dieser provokativen These folgen. Geradezu marxistisch konsequent argumentierte er, dass die Neonröhren dank der neuen LED-Technik bald nur noch von Spezialfirmen produziert würden und folglich seine Lichtkunst gar keine Zukunft habe. Dieses Kapitel sei abgeschlossen.

Einspruch kam von Christian Herdeg, einem der Avantgardisten der europäischen Neonszene der 1970er-Jahre. Allein schon seine weit über den Weiher hinaus strahlende magische Lichtinstallation im zierlichen Sommerfrischepavillon ist Evidenz, dass dieser Kunsterfindung des vergangenen Jahrhunderts noch lange nicht das Licht ausgeknipst wird. Ein Revival konstatierte Herdeg im Gegenteil und führte eine Reihe von Ausstellungen namhafter Institutionen als Beleg an. Zudem sicherten Spezialisten

die Zukunft dieser Sparte, meinte Herdeg zuversichtlich.

Rasch war also die angekündigte Kontroverse erledigt, und mehr und mehr etablierte sich das Faszinosum des Lichtes als allgemeiner Fokus. Teres Wydler erzählte, wie sie über Kunst am Bau auf das künstliche Licht aufmerksam wurde. Dessen immaterielle und disperse Qualitäten sind für sie Geschenk wie Herausforderung.

«Lichtorgie» in Grossstädten

Als dann Magnaguagno mit leicht verklärtem Blick gegen den Himmel schaute und das natürliche Licht mit den Sonnenuntergängen, der Dämmerung und den Sternen ins Spiel brachte, war es um die Kunstlichtkunst beinahe geschehen. «Da können wir gleich zusammenpacken», sagte Herdeg. Ohnehin haben es die Lichtkünstler zunehmend schwerer angesichts der bewegten Bombardements durch die Leuchtwerbung vor allem in den Zentren von New York, London oder Shanghai.

Hunziker sprach von einer «Lichtorgie». Auch durch das Stadtmarketing sei ihnen Konkurrenz erwachsen, wurde in der Runde bedauert. Kommunen illuminieren Plätze und Fassaden und verwandeln diese in theatralische Farbkulissen. Rettenden Trost fand man hingegen bei den beiden Grossmagiern des Lichtes, bei James Turrell und Olafur Eliasson, denen es gelungen ist, Licht und Natur zu versöhnen, und dabei so überwältigend schöne, mitunter an Kitsch grenzende Werke geschaffen haben, dass sie zu Pilgerstätten Hunderttausender wurden. *Adrian Mebold*